

Ob Soldaten Mörder sind, mag vor allem eine ideologische Frage sein. Daß ihr Handwerk allerdings stets Kampf auf Leben und Tod oder Vorbereitung darauf war und bleibt, steht wohl außer Frage: Der Soldat agiert immer in der Nähe des Todes, er muß Todes- und Tötungsbereitschaft gleichermaßen besitzen. Die Aufgabe des Militärs besteht darin, diese doppelte Bereitschaft zuverlässig zu erzeugen. Aber sie muß sie auch kontrollieren, denn einerseits ist das entfesselte individuelle Gewaltpotential unter ein Kommando zu stellen, zum anderen entspricht dem „Du sollst“ immer auch ein zu kontrollierendes „Du darfst“, eine Lizenz des Tötens. Deshalb, so Bröckling, ist auf den einzelnen Soldaten ein Höchstmaß an Reglementierungstechniken gerichtet, die einen Zustand ständiger Kritisier- und Bestrafbarkeit erzeugen, was etwa Steinert vom Militär als einer totalen Institution sprechen läßt. Auch Bröckling glaubt, daß eine Beschreibung der Armee als totaler Institution wesentliche Elemente der Gehorsamsproduktion erschließt. Gleichwohl greift ihm diese Analyse zu kurz: „So ist die Armee totale Institution zwar in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz, nicht dagegen auf dem Schlachtfeld und im Bürgerquartier; sie ist es als stehendes Heer, nicht dagegen als Miliz. Daß die Ausbildung zum Gewaltspezialisten nicht nur Verlust, sondern auch Befreiung von der zivilen Lebensweise bedeutet, daß sie nicht nur Gehorsam, sondern auch Kompetenz vermittelt, bleibt unterbelichtet. Weil das Konzept schließlich die individuelle Lebensgeschichte der Rekruten ebenso ausklammert wie die außermilitärische Mobilisierung und Formierung für den Waffendienst, vermag es nicht zu erklären (und interessiert sich auch nicht dafür), was junge Männer jenseits obrigkeitlicher Nötigung veranlaßt, Soldat zu werden“ (S. 25). Dementsprechend geht es Bröckling nicht in erster Linie um die institutionellen Arrangements kasernierter Vergesellschaftung, sondern um die Überschreitung dieses binnenmilitärischen Blicks durch die Verortung der Soldatenfabrikation im weiteren Kontext von Gesellschafts- und Kriegsbild, von Staats- und Heeresverfassung. Nicht was militärischer Gehorsam ist, sondern was in den historisch unterschiedlichen Situationen darunter verstanden wurde und welcher Professionen man sich für seine Produktion bediente, ist für ihn von Interesse, vor allem auch, „gegen welche Formen des Ungehorsams und der Verweigerung die Disziplinierungspraktiken sich – vorbeugend, bestrafend, ‘therapierend’ oder aussondernd – richten“ (S. 26). Aus dieser Perspektive, die Disziplin – im Anschluß an Foucault – als ein Ensemble von Machtpraktiken und Diskursen begreift, analysiert Bröckling die Entwicklungen der deutschen Armeen der vergangenen fünf Jahrhunderte, wobei er sich auf acht historische Plateaus (Kap. I-VIII) begibt, um systematisch die für jede Epoche spezifischen Aspekte der militärischer Disziplinierung herauszuarbeiten.

Bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert (Kap. I) vollzieht sich die Gehorsamsproduktion wesentlich über die „Abrichtung der Körper“, was allerdings nicht verhindern konnte, daß zahlreiche Soldaten in Kriegssituationen – vor allem auch aufgrund mangelnder Lebensmittelversorgung und unregelmäßiger Soldzahlungen – davonliefen. Aber auch mit der Lösung solcher Versorgungsprobleme im 18. Jahrhundert (Kap. II) war der „Desertionsseuche“ nicht wirklich beizukommen. Zwar hatte man mit rigider Disziplinarordnung, monotonem Exerzieren und Drill sowie empfindlichen Körperstrafen die Verfügungsgewalt über die Truppen erhöht, „doch blieb der allein auf Dressur und Überwachung gegründete Gehorsam äußerlich und gebunden an die Sichtbarkeit der disziplinierenden Macht. Wenn der gemeine Soldat den Befehlen seiner Vorgesetzten folgte, dann aus Gewöh-

nung oder Furcht, nicht aufgrund von politischer Identifikation mit einem gemeinsamen Ziel“ (S. 81). Mit solchen Soldaten war zum Ende des 18. Jahrhunderts kein Krieg mehr zu führen, geschweige denn zu gewinnen: Als schließlich die kaum ausgebildeten französischen Freiwilligen-Bataillone am 20. September 1792 in Valmy selbst schwerem Artilleriefeuer der Preußen standhielten, zerbrach der Nimbus der Überlegenheit der preußischen Disziplin an den moralischen Kräften der *Volontaires* (S. 90). In der Folgezeit versuchte man daher, die filigranen Exerzitien der Disziplin durch eine „Mobilisierung der Leidenschaften“ (Kap. III) abzulösen bzw. zu ergänzen: „Nicht aufgrund äußeren Zwangs, sondern aus innerer Überzeugung sollten die Soldaten gehorchen. Affekte wurden nicht mehr bekämpft (...) alle Anstrengungen waren jetzt darauf gerichtet, den Enthusiasmus zu schüren und ihn als militärische Antriebskraft gegen die deklarierten Feinde des imaginären Vaterlands nutzbar zu machen“ (S. 127). Im Vormärz allerdings sollte dieser vaterländische Patriotismus eine wiederum andere Konnotation und Richtung erhalten, denn nun saß der Feind in Gestalt von Kommunisten und Anarchisten im Inneren (Kap. IV): „Die dominierende politische Differenzierung war – vorerst! – nicht mehr ‘deutsch gegen nichtdeutsch’, sondern ‘Kräfte der Ordnung gegen Kräfte der Anarchie“ (S. 141). Konnte man die rumorenden „Massen“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von seiten des Staates noch weitgehend als „tumultuierenden Pöbel“ begreifen und kontrollieren, so sah man sich in der zweiten Hälfte (Kap. V) zunehmend organisierten und durch ihre Organisationen kontrollierten Massen gegenüber: Sozialdemokraten demonstrierten für den Frieden, und die Rede von den „vaterlandslosen Gesellen“ unterstellte ihnen vor allem militärische Unzuverlässigkeit – allerdings zu Unrecht: Denn „als dann Anfang August 1914 die allgemeine Mobilmachung verfügt wurde und die Parteiführung im Reichstag vor der ‘ehernen Tatsache des Krieges’ kapitulierte, die drohenden ‘Schrecknisse feindlicher Invasionen’ beschwor und die Kriegskredite bewilligte, zeigte sich, in welchem Maße sie sich auf den Gehorsam ihrer Anhängerschaft verlassen konnte. So diszipliniert, wie die Sozialdemokraten noch wenige Wochen zuvor für den Frieden demonstriert hatten, zogen sie nun in den Krieg (...) Gerade ihr Selbstbild als Kampforganisation hatte es der Sozialdemokratie ermöglicht, die Kontrolle der proletarischen Massen weit wirkungsvoller zu betreiben, als die Staatsorgane es vermocht hätten“ (S. 196 f.).

Der 1. Weltkrieg, in den sie mit ihren Kameraden zogen, war der erste große „Maschinenkrieg“ der Geschichte (Kap. VI). In diesem ersten Krieg der Depersonalisierung, der „Reduktion des Menschen zum Material“ (S. 206), ging es für die Soldaten nur noch wenig um Vaterlandsverteidigung. In den endlosen Tagen und Nächten der Grabenkämpfe und der Todesnähe gingen – unter anhaltendem Maschinengewehrfeuer und Granatenbeschuß – die Nerven mit ihnen durch, und Militärpsychiatrie und -psychoanalyse taten ihr Schrecklichstes, um die Soldaten aus ihren Neurosen heraus erneut auf das Schlachtfeld zu treiben und die „Revolte der Nerven“ niederzuschlagen: Die „Kriegsneurotiker“ sollten die „Maschinengewehre hinter der Front“, mit denen Freud die Militärpsychiater vergleichen hatte, „mehr fürchten als die Schrecken der Front“ (S. 214).

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten (Kap. VII) kam es schließlich zur Totalisierung aller bis dahin bekannten und praktizierten Strategien der Mobilisierung, Leistungsmaximierung, Kontrolle und Repression. „Von der Dressur der Körper bis zur Formierung der Seelen, vom Überwachen und Strafen bis zum Ein- und Aussortieren wurden alle Mobilisierungs- und Disziplinierungstechniken den Erfordernissen des industriellen Krieges angepaßt und entsprechend seinem gesamtgesellschaftlichen Charakter über die Armee hinaus auf große Teile der

Bevölkerung ausgedehnt“ (S. 258). Jede Tätigkeit sollte dem Primat des Krieges unterstellt werden, die Mobilmachung sich zum dauernden Mobilsein steigern. Wenn es die Zivilgesellschaft der Idee nach gar nicht mehr gebe, dann mußte die ‘Moral’ der Bevölkerung in der Tat zum kriegsentscheidenden Faktor, „mußte aus dem Volk in Waffen das Volk als Waffe werden“ (S. 244). Die Brutalität und Zerstörung, die diese Waffe produzierte, wurde schließlich selbst zur Disziplinierungsressource bzw. zum Propagandamittel des Durchhaltens, nämlich als Abbild dessen, was den Deutschen nach einer Niederlage drohe: „Der auch für die Gegner erstaunliche Durchhaltewillen der deutschen Truppen war eine Konsequenz der von ihnen verübten beispiellosen Verbrechen, deutlicher ausgedrückt: ihr Zusammenhalt bis zum Ende das verzweifelte Nichtaufhörenkönnen einer Armee, die allen Grund hatte, die Rache jener zu fürchten, die ihrem Wüten entkamen“ (S. 287).

Auch wenn im Zweiten Weltkrieg die „Substitution der Menschen“ durch (Kriegs-)Maschinen ein bis dahin ungekanntes Ausmaß erreicht hatte, so starben zwischen 1939 und 1945 doch mehr Soldaten auf den Schlachtfeldern als jemals zuvor. Ein solches Szenario scheint heute zunehmend antiquiert, denn während die Waffen des Ersten und Zweiten Weltkriegs immerhin noch bemannt waren, so ist nun die Epoche der unbemannten intelligenten Waffen angebrochen, die die Soldaten mehr und mehr zum bloßen Anhängsel eines gigantischen Vernichtungsapparates werden läßt (Kap. VIII). Ihre „Bedienungsanleitungen und Wartungshandbücher sprechen eine andere Sprache als Dienstreglements und vaterländische Mobilisierungsprosa: Die technische Apparatur als Disziplinierer unterdrückt nicht die Leidenschaften wie die Drillmeister, sie schürt sie nicht wie die Pyrotechniker des Nationalen, sie kann sie vielmehr ignorieren, weil sie ihre Forderungen mit der Unabweisbarkeit sachadäquaten Verhaltens erhebt“ (S. 310). Der Soldat mutiert zum Zerstörungsingenieur, und in der Vielfalt technischer Spezialdisziplinen verliert sich die Einheitlichkeit militärischer Disziplin. Gleichwohl: „Trotz aller Substitution durch technische Apparate braucht es zum Kriegführen noch Menschen, und deren Körper sind verwundbar, ihr ‘Geist’ potentiell unzuverlässig“ (S. 328). Die brisante Frage, wie es heute tatsächlich um die „Moral der Truppe“ bestellt ist, wenn nach fünfzig Jahren wieder „im Kampf gefallen wird“, könnte daher mit den Out-of-area-Einsätzen bald auf die Tagesordnung rücken.

Diese sehr verkürzende Wiedergabe von Themen und Thesen mag genügen, um deutlich zu machen, daß die Studie von Ulrich Bröckling in jeder Hinsicht ein Gewinn ist. Sie ist als exemplarische Auseinandersetzung mit sozialer Disziplinierung sowohl soziologisch als auch historisch interessant und darüber hinaus politisch höchst aktuell und spannend – zumal die Fülle des historischen Materials, die Bröckling verarbeitet, zu keinem Zeitpunkt langweilig wird und immer wieder mit amüsanten Details angereichert ist, die bei aller brutalen (und wahrlich eindrücklichen) Ernsthaftigkeit des Gegenstandes auch ein gelegentliches Schmunzeln erlauben. Die Tatsache, daß die Studie nicht nur ein Beitrag zur Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion ist, sondern vor allem auch soldatischer Ungehorsams-, Verweigerungs- und „Abweichungs“-Formen, macht das Buch gerade auch für die Kriminologie interessant.

*Henning Schmidt-Semis, Bremen*